

UMGANG MIT EXTREMEN BELASTUNGSSITUATIONEN

HERZBERG-TAGUNG
4. NOVEMBER 2008

© ROLF VON SIEBENTHAL

1. WAS IST PTB?

Erste Berichte über Störungen nach schlimmen Erlebnissen verfassten Militärärzte in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Sie stellten „Erschöpfung“ bei Soldaten fest, die Kriegseinsätze hinter sich hatten. Die Betroffenen, so wurde beschrieben, würden sich nach schlimmen Erlebnissen von der Umwelt abschotten. Zur Behandlung wurden die Soldaten für eine Weile in die hinteren Gefechtsreihen versetzt – und danach wieder an die Front geschickt.

Bei Zivilpersonen wurden zur selben Zeit ähnliche Beobachtungen gemacht. Nach Unglücken auf dem neu erstellten Eisenbahnnetz in Grossbritannien stellten Ärzte bei Unfallopfern Symptome wie Zittern, Konzentrationsmangel oder Herzrasen fest. Als Grund dafür wurde vermutet, dass die Unfälle die Wirbelsäulen der Betroffenen beschädigt hätten. Deswegen war von „Eisenbahnwirbelsäule“ und „Eisenbahnhysterie“ die Rede.

Gehäuft traten die Symptome während des 1. Weltkriegs auf. Offiziere stellten fest, dass sie eine grosse Zahl von Soldaten nach tagelangen Bombardierungen nicht dazu bewegen konnten, die Schützengräben zu verlassen – selbst wenn sie ihnen mit Exekution drohten. Der Begriff „Granatenschock“ wurde geprägt: Die Männer, so mutmassten Ärzte, hätten Granatsplitter abbekommen, deren Reste im Gehirn steckten. In Grossbritannien wurde bei 60000 Armeeangehörigen ein so genanntes „Chronisches Müdigkeitssyndrom“ festgestellt. Zwei Drittel dieser Soldaten wurden vom Dienst befreit, da sie sich in Gefechten als untauglich erwiesen hatten.



Der Begriff „Granatenschock“ wurde im 1. Weltkrieg geprägt.

Im Lauf der folgenden Jahrzehnte wurde eine Fülle von Begriffen für dieselben Symptome erfunden:

Kampfneurose, Kampfmüdigkeit, Kriegsneurose, nervöser Schock, Überlebenssyndrom und weitere mehr. Erst der Vietnamkrieg führte Anfang der 70er Jahre dazu, dass sich die Wissenschaft ernsthaft mit den Störungen befasste. Die amerikanischen Veteranen litten stark unter den Folgen des Krieges. Diesmal wurden die Auswirkungen nicht mit fadenscheinigen Erklärungen abgetan. Das Leiden der Soldaten wurde als Krankheit erkannt und die Forschung auf diesem Gebiet verstärkt.

In die medizinischen Lehrbücher wurden die Symptome 1980 unter dem Namen „Posttraumatische Belastungsstörung“ (PTB) aufgenommen. Der Eintrag war für die Fachwelt das Signal dafür, dass PTB als psychische Störung erkannt und akzeptiert war. Noch heute gibt es allerdings unterschiedliche Meinungen, wie PTB genau zu definieren ist. In den USA werden strengere Kriterien angewandt als in Europa, die Zahl der Betroffenen ist in Übersee demnach tiefer. In Europa lautet die gängige Definition folgendermassen:

„Die Betroffenen waren an einem kurzen oder lang anhaltenden Geschehen von aussergewöhnlicher Bedrohung oder katastrophalen Ausmassen ausgesetzt, das nahezu bei jedem tief greifende Verzweiflung auslösen würde.“

Als Folge von traumatischen Erlebnissen können äusserst vielfältige Symptome auftreten. Dazu gehören folgende Reaktionen:

- Das traumatische Ereignis wird immer wieder durchlebt in Träumen, Tagträumen und Erinnerungen
- Betroffene fühlen sich andauernd betäubt und emotional abgestumpft, sie sind gleichgültig gegenüber anderen Menschen und der Umgebung
- Opfer vermeiden Aktivitäten und Situationen, die Erinnerungen an das Ereignis wachrufen können
- Sie sind übererregt, schlafen schlecht, zeigen Konzentrations- und Gedächtnisschwächen oder sind extrem schreckhaft
- Betroffene sind häufig ängstlich und depressiv

Laut einer umfangreichen amerikanischen Studie durchleiden 92 Prozent der Menschen einmal in

ihrem Leben ein Trauma¹. Kurz nach dem Erlebnis zeigen nahezu alle Betroffenen entsprechende Symptome. Wenn diese nach einem Monat noch nicht verschwunden sind, spricht man von einer Posttraumatischen Belastungsstörung. Treten sie auch nach sechs Monaten noch auf, wird eine chronische PTB diagnostiziert. Eher selten, aber ebenfalls bekannt sind Fälle, bei denen Betroffene kurz nach dem Erlebnis keine PTB entwickelten. Doch Monate oder Jahre später wurden die Erinnerungen durch ein neues Ereignis wachgerufen, wonach bei diesen Personen Traumasymptome auftraten.

Einen grossen Einfluss darauf, ob Betroffene PTB entwickeln, hat die Art des Erlebnisses. Mitte der 90er Jahre haben amerikanische Forscher untersucht, welche Ereignisse besonders tiefe Spuren hinterlassen. Sie sind zu folgenden Ergebnissen gekommen²:

Art des Traumas	Störungshäufigkeit
Vergewaltigung	55%
Krieg	39%
Misshandlung in der Kindheit	35%
Vernachlässigung in der Kindheit	22%
Sexuelle Belästigung	19%
Androhung von Waffengewalt	17%
Körperliche Gewalt	12%
Unfälle	8%
Zeuge von Unfällen oder Gewalt	7%
Andere lebensbedrohliche Situationen	7%
Feuer, Naturkatastrophen	5%

Die Untersuchung hat zum Schluss geführt, dass eine bestimmte Art von Erlebnissen nur schwer ver-

arbeitet werden kann. Traumata, die von Menschen verursacht werden, haben immer höhere PTB-Raten als andere Ereignisse. Besonders hohe Raten weisen bei allen Untersuchungen Vergewaltigungen auf.

Die Therapie von PTB-Opfern gehört zur „Erfolgsgeschichte der Psychotherapie“. Denn die Erfolgsaussichten stehen gut. Am Anfang jeder Therapie steht zunächst die Diagnose. Nach einem ersten Gespräch durchlaufen Patienten eine genau festgelegte Diagnostikphase mit strukturierten Interviews.

Wer eine Therapie macht, besucht in der Regel 15 Therapiesitzungen, die jeweils zwei Stunden dauern. Den erfolgreichen Therapien ist gemeinsam, dass das Traumagedächtnis bearbeitet wird. Dazu werden die Patienten wiederholt gebeten, das Trauma in ihrer Vorstellung nach zu erleben. Das bewirkt einerseits eine Abnahme der Angstreaktion. Gleichzeitig findet auch eine Ausweitung des Traumagedächtnisses statt, das traumatische Ereignis wird in seinen Zusammenhang eingebettet.

Die Erfolgsrate bei der Therapie von PTB-Opfern ist verhältnismässig hoch. 90 Prozent der Patienten verlassen die Behandlung mit deutlich verringerter Symptomatik.

1 Breslau, M., Kessler, R. C., Chilcoat, H. D., Schultz, L. R., Davis, G. C., & Andreski, P. (1998). Trauma and posttraumatic stress disorder in the community. *Archives of General Psychiatry*, 55, 626-632

2 R. C. Kessler, A. Sonnega, E. Bromet, M. Hughes & C.B. Nelson: "Posttraumatic stress disorder in the National Comorbidity Survey". *Archives of General Psychiatry*, 52, 1995, deutsch von A. Maerker, 1997

2. „WIE FÜHLEN SIE SICH?“

Die Michigan State University (Lansing, MI) und die University of Washington (Seattle, WA) gehören zu den Pionieren. Seit Beginn der 90er Jahre bringen sie angehenden Journalistinnen und Journalisten bei, wie diese sich beim Kontakt mit Opfern von Verbrechen, Unfällen oder Katastrophen verhalten sollen. Kursblöcke über diesem Thema gehören zu den Pflichtfächern der Studentinnen und Studenten. „Jeder Absolvent der Journalismus-Fakultät soll lernen, dass seine Arbeit einen grossen Einfluss auf die psychische Gesundheit von Opfern hat“, sagt Bill Coté, der das Programm an der Michigan State University aufgebaut hat.

Coté und sein Kollege Roger Simpson in Seattle - beides ehemalige Journalisten - wissen, wie wichtig das Gespräch mit Betroffenen für die Medien ist. „Es gibt keinen Ersatz für ein Interview mit Überlebenden und deren Familien. Das Interview kann eine ganze Reihe von wichtigen Informationen liefern, es stellt den direkten Kontakt mit den Betroffenen her“, betonen sie. Was der Journalist aber als Notwendigkeit betrachte, empfänden Opfer häufig als Belästigung oder gar als Angriff. Das müsse nicht so sein, wenn Medienvertreter zehn Grundregeln berücksichtigen würden:

1. Bereiten Sie sich darauf vor, der Überbringer schlechter Nachrichten zu sein: Es kommt immer wieder vor, dass Journalisten eine Familie kontaktieren, die noch nicht über einen Todesfall informiert worden ist. Was Sie in so einer Situation tun oder sagen, sollten Sie sich vor dem Anruf überlegen. Die schlimmste Reaktion in so einem Fall ist, das Telefon einfach aufzulegen.

2. Passen Sie auf den ersten Eindruck auf: Wie Sie auf das Opfer zugehen, kann den Ton für das ganze Gespräch bestimmen. Körpersprache ist wichtig. Das Ziel ist es, Vertrauen, Sorge und Ruhe auszustrahlen. Aufdringliche Reporter kommen selten zu guten Interviews. Das Gefühl, in einen Hinterhalt gelockt worden zu sein, schreckt ein Opfer ab. Wenn Sie Zweifel über Ihre Ausstrahlung haben, bitten Sie Kollegen oder frühere Interviewpartner um Kritik.

3. Diskutieren Sie die Grundregeln: Nur halb im Scherz haben Experten verlangt, dass der Journalist einem Opfer dessen Rechte vor dem Interview vorlesen sollte. Sprechen Sie gleich zu Beginn über Grundregeln: Was wollen Sie, wann

erscheint der Beitrag, mit wem werden Sie noch sprechen? Ermuntern Sie das Opfer, Fragen zu stellen.

4. Bitten Sie um Erlaubnis: Das ist besonders wichtig, wenn Sie sich dem Opfer körperlich nähern. Sogar Zeichen der Zuneigung können als bedrohlich empfunden werden. Nähern Sie sich



Aufdringliche Reporterinnen kommen selten zu guten Interviews.

einer betroffenen Person ohne Notizblock in der Hand. Fragen Sie um Erlaubnis, Notizen nehmen zu können. Fragen Sie, ob Sie das Gespräch aufnehmen dürfen.

5. Geben Sie dem Opfer das Gefühl von Kontrolle: Denken Sie daran, dass Gewaltopfer und ihre Familien unter grossem Stress leiden. Sie haben in einem bestimmten Moment die Kontrolle über ihr Leben verloren. Denken Sie auch daran, dass die Betroffenen sich nicht auskennen in journalistischen Umgangsformen. Sagen Sie den Leuten, dass sie jederzeit eine Pause machen können. Erlauben Sie ihnen, das Tonband auszuschalten, wenn sie etwas erzählen möchten, das nicht veröffentlicht werden soll. Auch der Notizblock oder die Kamera sollten auf Wunsch beiseite gelegt werden. Lassen Sie das Opfer Entscheidungen treffen. Fragen Sie, ob eine Pause benötigt wird, ob Sie eine schwierige Frage stellen dürfen. Geben Sie dem Interviewpartner Ihre Visitenkarte. Das ist eine ausgezeichnete Möglichkeit, um gleich lange Spiesse zu schaffen. Bieten Sie dem Gesprächspartner am Ende des Interviews an, dass er Sie im Büro anrufen kann.

6. Passen Sie auf Ihre Worte auf: „Wie fühlen Sie sich?“, ist nie angebracht. Diese Frage verärgert Opfer mehr als jede andere. Sagen Sie einem Opfer auch nie: „Ich weiss, wie Sie sich fühlen.“ Das tun Sie nämlich nicht, selbst wenn Sie selbst eine ähnliche Situation erlebt haben.

„Wird dies befolgt, können Journalisten eine grosse Hilfe für Opfer und deren Angehörige sein.“

7. Wann-Fragen stellen: Wenn Sie nicht die richtigen Worte finden, stellen Sie eine „Wann-Frage“: Wann haben Sie davon erfahren? Wann kam die Polizei? Solche Fragen sind für Betroffene und Reporter weniger bedrohlich, und sie ermöglichen detail-lierte Antworten.

8. Tragen Sie Sorge zum Detail: Details stehen für Betroffene über allem. Fehler können Leute unter normalen Umständen ärgern, für traumatisierte Personen können sie zu einem riesigen Problem werden. Bei Befragungen weisen Opfer immer wieder darauf hin, dass ihnen Fehler in der Berichterstattung am meisten zu schaffen machen. Kontrollieren Sie doppelt und dreifach, ob Namen, Altersangaben, Adressen, Berufsbezeichnungen, Unfallabläufe und Daten korrekt sind.

9. Hüten Sie sich vor Schuldzuweisungen: Die Zeiten sind zwar vorbei, als in Berichten über Vergewaltigungen erwähnt wurde, dass die Frau ein knappes Kleid trug. Doch Opfer fragen sich häufig, weshalb bestimmte Details erwähnt werden. Wenn im Bericht etwa steht, dass ein Opfer Wein getrunken hatte - heisst das, dass es betrunken war? Redaktoren sollten immer ein prüfendes Auge auf Aussagen werfen, die dem Opfer eine Schuld zuweisen könnten.

10. Achten Sie auf die Darstellung: Ein Foto kann tausend Mal mehr verletzen als Worte. Wie viel Blut müssen die Leserinnen und Leser sehen? Ab und zu wird eine gute, respektvolle Geschichte über ein schwieriges Thema so illustriert, dass ein schaler Nachgeschmack bleibt. Achtung auch auf Titel und Lead: Wird einer differenzierten Geschichte ein plakativer Titel oder Lead vorangestellt, kann das den Inhalt stark abwerten.

„Journalisten sind keine Therapeuten“, betont Bill Coté. Ihr Job sei es, zu informieren, nicht eine Diagnose zu stellen oder zu heilen. Doch es müsse zu den Grundsätzen jedes Journalisten gehören, mit der Berichterstattung niemandem Schaden zuzufügen.

3. TIPPS FÜR DIE CHEFETAGE

Am 19. April 1995 explodierte eine Bombe vor dem Bundesgebäude Alfred P. Murrah in Oklahoma City. Bei dem Attentat kamen 168 Menschen ums Leben, darunter 19 Kinder. Mehrere hundert Menschen wurden verletzt. Als Motiv gab der Täter Timothy McVeigh später an, er habe den Angriff des FBI auf den Sitz der Davidianersekte im texanischen Waco rächen wollen. In Waco waren exakt zwei Jahre vor dem Bombenanschlag 80 Menschen getötet worden. McVeigh wurde von einem Gericht zum Tod verurteilt und am 11. Juni 2001 hingerichtet.



Im Bundesgebäude in Oklahoma City befand sich eine Kindertagesstätte.

Spuren hinterlässt das Attentat auch bei „The Oklahoman“, der grössten Tageszeitung von Oklahoma City. Über Monate und Jahre hinweg wird es das beherrschende Thema für die Redaktion. Aufgrund seiner Erfahrungen hat Chefredaktor Joe Hight Grundregeln³ für die Berichterstattung bei Katastrophen aufgestellt. Diese richten sich in erster Linie an die Führungsorgane von Zeitungen, Radio- und Fernsehstationen. Hight listet fünf Grundregeln auf:

1. Der Plan

Denken Sie bereits über die Berichterstattung nach, bevor ein Unglück passiert. Haben Sie genügend Ressourcen in der Redaktion? Brauchen Sie einen generellen Plan?

Nach der Katastrophe: Nehmen Sie sich ein paar Minuten Zeit während der Berichterstattung am ersten Tag, um die nächsten Tage zu planen. Folgegeschichten sind äusserst wichtig.

2. Der Focus

Teilen Sie die Verantwortung für gewisse Themen bestimmten Personen oder Teams zu. Am Anfang der Berichterstattung sollten Sie sich mindestens zwei Mal pro Tag mit einem Mitglied jedes Teams und mit Fotografen, Graphikern sowie Gestaltern treffen. Beim Bombenattentat hat „The Oklahoman“ folgende Teams eingesetzt:

- Strafverfolgung: Der Tatort, die Untersuchung, die Verteilung bzw. der Missbrauch von Spenden etc.
- Opfer: Eine Person ist zuständig dafür, dass die Zahlen der Toten und Verletzten stimmen und Namen richtig geschrieben werden.
- Hilfe und Rettung: Wie können einzelne Personen in der Gemeinde helfen? Wie können Betroffene Hilfe bekommen?
- Wirtschaft: Auswirkungen auf Versicherungen etc.

3. Jede Geschichte hat Folgen

Bringen Sie den Mitgliedern Ihrer Redaktion bei, wie sie Opfer ansprechen und interviewen sollen. Erinnern Sie die Leute während der Berichterstattung an folgende Punkte:

- Opfer müssen mit Würde und Respekt behandelt werden.
- Opfer müssen die Möglichkeit haben, Nein zu sagen. Wenn die Antwort Nein ist, sollten die Reporter eine Visitenkarte oder eine Nummer hinterlassen, damit die Opfer später zurückrufen können. Häufig entstehen so die besten Geschichten.
- Jedes Opfer ist ein Individuum und sollte so behandelt werden. Es ist nicht bloss Teil einer grossen Zahl.
- Kleine Dinge sind von Bedeutung. Rufen Sie Betroffene zurück und verifizieren Sie Tatsachen und Quotes. Schicken Sie Fotos zurück; setzen Sie wenn möglich jemanden ein, der sich darum

³ Joe Hight: „Five Steps To Covering Disaster Effectively“, Dart Center for Journalism and Trauma, www.dartcenter.org

kümmert. Fordern Sie, dass eher Geschichten über das Leben der Opfer geschrieben werden statt darüber, wie sie gestorben sind. Angehörige sind in solchen Fällen sehr häufig bereit dazu, Auskunft über die Verstorbenen zu geben. Einige von diesen Lebensläufen haben in unserer Zeitung zu grösseren Geschichten geführt.

- Versuchen Sie, Bestattungsunternehmen oder Behördenvertreter anzurufen, um Kontakt mit Angehörigen aufzunehmen.

- Die Reporter des „Oklahoman“ haben öffentliche Gedenkgottesdienste für die Opfer besucht. Privaten Beerdigungen blieben sie fern.

- Wiederholen Sie zum Jahrestag keine blutigen Bilder von der Katastrophe. In Betracht ziehen sollten Sie, ob Sie Bilder zeigen können, die eine Entwicklung belegen - etwa die Zerstörung nach der Katastrophe im Vergleich zu dem, was seither gemacht wurde.

4. Die Gemeinde ist wichtig

Leser und Zuschauer brauchen die Möglichkeit, ihre Gefühle zu äussern:

- Benutzen Sie die Zeitung, die Radio- oder Fernsehstation, um den Leuten ein Forum für ihre Gefühle zu bieten. Zeigen Sie, welchen Beitrag jeder einzelne bei der Bewältigung der Katastrophe leisten kann.

- Zeigen Sie, auf welche Weise unterschiedliche Leute helfen. Berichten Sie während längerer Zeit darüber, das ermutigt die Gemeinde.

- Zu irgendeinem Zeitpunkt muss sich die Berichterstattung wieder anderen Themen in der Gemeinde widmen. Es kann schwierig sein, den richtigen Zeitpunkt zu bestimmen. Journalisten können genug von einer Geschichte haben, die Leserinnen und Leser jedoch nicht. Wichtig ist aber ebenso, dass jeder Ort viel ist mehr als nur ein Attentat oder eine Überschwemmung. Das muss die Berichterstattung zeigen.

5. Der „Mauer-Effekt“

Wie ein Tennisball von einer Wand abspringt, kann das Trauma der Betroffenen auf diejenigen Journalisten zurückprallen, welche die Opfer interviewt haben. Joe Hight nennt das den „Mauer-Effekt“. Folgende Punkte sind zu beachten:

- Fragen Sie, ob ein Angestellter Probleme hat. Dann hören Sie zu. Ermutigen Sie die Mitglieder der Redaktion, mit anderen zu sprechen, die in ähnlichen Situationen waren.

- Gestatten Sie den Reportern Pausen. Erlauben Sie ihnen, Abstand von der Berichterstattung zu nehmen. Um an einer Familienfeier teilzunehmen, um einem Hobby nachzugehen, einen Sportanlass zu besuchen, einfach wegzugehen. Einigen hartnäckigen Reportern muss befohlen werden, einen Tag frei zu nehmen.

- Lernen Sie die Grenzen Ihrer Reporter kennen. Erlauben Sie ihnen, Nein zu sagen. Wenn sie sich besorgt äussern über eine Situation, dann hören Sie zu. Nötigenfalls geben Sie den Auftrag sonst jemandem.

- Bieten Sie Hilfe, Beratung, Therapie an.

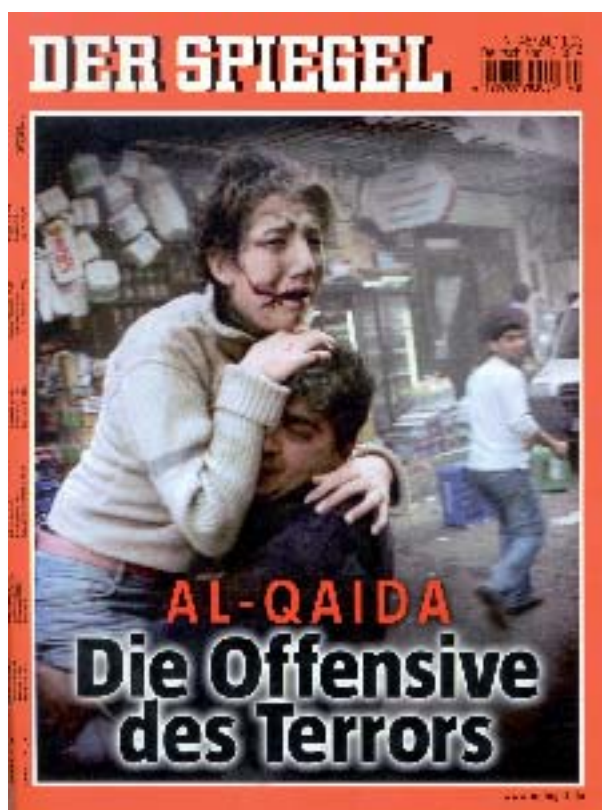
- Bieten Sie ständige Fortbildung für die Berichterstattung über Katastrophen an.

4. LEICHEN ZUM FRÜHSTÜCK

Die Illustration spielt eine zentrale Rolle beim Lesen einer Zeitung oder einer Zeitschrift. Der Blick des Betrachters fällt unweigerlich zunächst auf das Bild. Diesen Reflex haben Forscher bei verschiedenen Untersuchungen festgestellt. Ob ein Text überhaupt zur Kenntnis genommen wird, hängt denn auch weitgehend von der Illustration ab. Andererseits kann ein plakatives Foto aber auch weit mehr Schaden anrichten als ein Text.

Es gibt keine allgemein gültigen Regeln dafür, ob ein Beitrag ausgestrahlt oder ein Foto veröffentlicht werden soll. Die Grauzone ist gross. Häufig ist es ein persönlicher Entscheid von Personen, welche die Tagesverantwortung tragen. Verschiedene amerikanische Berufsverbände für Fotografen haben in den letzten Jahren jedoch Richtlinien zusammengestellt, die bei der Entscheidungsfindung helfen können:

- Zeigen Sie keine Livebilder einer Tötung, eines Mordes, eines Selbstmordes. Vermeiden Sie Nahaufnahmen von Wunden und Blut.
- Bauen Sie während der Liveübertragung eines dramatischen Ereignisses eine Verzögerung von einigen Sekunden ein. Dadurch haben Sie die Möglichkeit, die Übertragung abubrechen.
- Bestehen Sie darauf, dass Fotografen, Foto-redaktoren oder Grafiker dabei sind, wenn die Redaktion über die Verwendung eines Bildes entscheidet.
- Stellen Sie sicher, dass Angehörige benachrichtigt worden sind, bevor Sie Personen nennen oder zeigen, die getötet worden sind.
- Geben Sie in Nachrichtensendungen vor drastischen Bildberichten früh genug eine Vorwarnung, damit Zuschauer Kinder aus dem Zimmer bringen, den Sender wechseln oder den Raum verlassen können.
- Denken Sie daran, dass Kinder sich eine Zeitung ansehen können, wenn Erwachsene sie liegen lassen.
- Denken Sie bei Zeitungen und Zeitschriften daran, dass es einen Unterschied zwischen der Frontseite und den inneren Seiten gibt. Speziell für Kinder kann ein Foto auf der Frontseite erschütternd sein. Im Innern kann ein Bild weniger Schaden anrichten.



Spiegel Frontseite am 24. November 2003 - geeignet für den Frühstückstisch?

- Erzählen Sie die ganze Geschichte einer Person auf einem Foto: vorher, während und nachher. Zeigen Sie nicht einfach Tote.
- Wenn Sie einen Film eines Todes oder Selbstmordes zeigen, so tun Sie dies nur ein Mal. Zeigen Sie die Bilder nicht nochmals in späteren Nachrichtensendungen.
- Wenn Sie all diese Faktoren berücksichtigt haben und Sie sich immer noch nicht für oder gegen ein Foto entscheiden können, versuchen Sie den „Frühstücks-Test“: Wäre das Foto angemessen für den Frühstückstisch?
- Sobald der Zeitdruck nachlässt, diskutieren Sie über Ihre Entscheidungen. Reden Sie darüber, wie Überlebende und die Öffentlichkeit auf die Bilder reagieren, ob Sie etwas anders hätten machen sollen. Je mehr Diskussionen stattfinden, desto besser können Sie Fehler in Zukunft vermeiden.

Dass auch Fotografen unter ihrer Arbeit leiden können, zeigt eine noch unveröffentlichte Studie aus dem Jahr 2000. Die Psychologin Elana Newman, der Fotograf David Handschuh und der Medienwissenschaftler Roger Simpson haben über 875 amerikanische Fotografinnen und Fotografen befragt. Praktisch alle von ihnen sagten aus, dass sie regelmässig extremen Ereignissen ausgesetzt sind. So gehören Autounfälle, Brände und Morde zur Tagesordnung. 98 Prozent der befragten Fotografen waren mindestens einmal dabei, als Personen getötet oder verletzt wurden. Die Hälfte von ihnen kam bei der Arbeit mit toten Kindern oder mit Angehörigen von toten Kindern in Kontakt.

Aus den eingegangenen Antworten ziehen die Verfasser der Studie den Schluss, dass etwa sechs Prozent der befragten Fotografen die Kriterien für eine posttraumatische Belastungsstörung (PTB) erfüllen. Nach Ansicht der Psychologin Newman ist diese Zahl angesichts der Arbeitsumstände erstaunlich tief. Trotzdem laufen zahlreiche Fotografen Gefahr, unter Depressionen zu leiden oder Drogen zu konsumieren.

5. TIPPS FÜR OPFER

1988 wurde Migael Scherer in Seattle vergewaltigt und beinahe umgebracht. In einem Buch⁴ schildert die Amerikanerin das traumatische Erlebnis, die Untersuchung im Spital, die Befragung durch die Polizei und den Prozess gegen den Vergewaltiger, der zu 14 Jahren Haft verurteilt wurde. Das Buch machte Scherer zu einer Person von öffentlichem Interesse. Sie wurde häufig interviewt und trat in TV-Shows auf.

Ihre Erfahrungen gibt Scherer heute an angehende Journalistinnen und Journalisten weiter - als Gastlektorin an der University of Washington in Seattle. Sie informiert die Studentinnen und Studenten über die Traumatisierung von Opfern und erzählt ihnen, was sie persönlich erlebt hat. Sie rät Opfern nicht grundsätzlich davon ab, in den Medien aufzutreten. „Jeder und jede sollte sich seine eigenen Überlegungen machen und dann entscheiden. Ob sich die Sache gelohnt hat oder nicht, weiss man erst im Nachhinein.“

Aufgrund ihrer Erfahrungen hat Migael Scherer zehn Tipps für Opfer und deren Angehörige zusammengestellt:

1. Grenzen ziehen: Worüber wollen Sie nicht sprechen, was wollen Sie nicht tun? Wollen Sie sich zum Beispiel zu Hause filmen lassen? Mit dem Partner oder Kindern auftreten? Mit dem Angreifer zusammentreffen? Wie viel Zeit wollen Sie aufwenden? Scheuen Sie sich nicht davor, diese Grenzen vor dem Interview oder vor dem Auftritt klar festzulegen.

2. Fragen Sie nach der Form: Gibt es einen langen Artikel oder ein kurzes Nachrichtenstück? Einen Zwei-Minuten-Spot oder ein halbstündiges Interview? Ist es live oder aufgezeichnet? Gibt es ein Publikum, das Fragen stellen kann? Wer sitzt im Publikum? Wenn mehrere Gäste eingeladen sind: Wer sind die anderen Gäste? Wie werden Sie vorgestellt? Und wann kommen Sie nach Hause?

3. Fragen Sie nach dem Ziel: Worum geht es? Wie kann ich mit meiner Erfahrung beitragen, dieses Ziel zu erreichen.

4. Seien Sie vorsichtig, wenn ein Gerichtsfall hängig ist: Alles, was Sie zu den Medien sagen,

kann in einem Gerichtsverfahren gegen Sie verwendet werden. Es ist ratsam, zuvor mit einem Anwalt oder einem Polizisten zu sprechen.

5. Seien sie vorsichtig bei Gesprächen „off the record“: Gehen Sie davon aus, dass Journalisten immer zuhören und Notizen machen. Und dass Mikrofone und Videokameras immer eingeschaltet sind.

6. Nehmen Sie einen Freund oder einen Anwalt mit: Der Stress, öffentlich aufzutreten, wird wesentlich verringert, wenn Sie Ihre Beobachtungen mit jemandem teilen können. Die Begleiterin oder der Begleiter kann sich zudem um den Transport kümmern und - falls nötig - das Interview beenden.

7. Sprechen Sie über das Erlebte: Planen Sie ein Gespräch über das Interview innerhalb der folgenden Woche. Viele Formen sind denkbar: ein Telefongespräch, ein Spaziergang mit jemandem, ein Gespräch bei Kaffee und Kuchen oder beim Bier.

8. Seien Sie vorsichtig bei Talkshows oder Diskussionsrunden: Diese Sendungen oder Veranstaltungen werden oft als Unterhaltung be-



Vorsicht vor Talkshows - nicht der Talk, sondern die Show steht im Vordergrund.

trachtet, nicht als Journalismus. Der Gastgeber ist ein „Star“, der im Interesse der Einschaltquoten eine lebhaftige Diskussion haben will. Zuschauer

⁴ Migael Scherer: „Wehrlos“, Verlag Bastei-Lübbe, 1994

wollen einen Konflikt sehen, sie wollen nicht belehrt werden. Der gehässige Ton und das hohe Tempo dieser Veranstaltungen können überwältigend sein.

9. Seien Sie bereit für Enthüllungen: Journalisten und Photographen sind Menschen mit eigenen Geschichten. Einige dieser Geschichten können durch Ihre Erzählungen an die Oberfläche gelangen. Sie sind vielleicht die erste Person, der ein Journalist davon erzählt.

10. Vergessen Sie den kommerziellen Aspekt nicht: Wird während der Sendung irgendein Produkt vorgestellt? Wenn ja, was ist es?

7. JOURNALISTEN SIND AUCH OPFER

Das Bombenattentat von Oklahoma City beschäftigte Roger Simpson stark. Seit Beginn der 90er Jahre hatte sich der Professor für Journalismus an der University of Washington in Seattle damit befasst, wie die Medien in ihrer Berichterstattung den Opfern gerecht werden können (siehe Kapitel 2). Nun las er Berichte darüber, wie die Erlebnisse in Oklahoma City den Journalisten zu schaffen machten. „Das hat uns gezeigt, wie verwundbar Journalisten sind“, sagt Simpson.

Er ging der Sache nach und verfasste mit einem Kollegen eine Studie⁵ zu diesem Thema. Sie wurde 1999 veröffentlicht und ist die bisher umfassendste auf diesem Gebiet. 131 amerikanische Journalisten beteiligten sich daran, alle arbeiteten in ganz unterschiedlichen Positionen bei verschiedenen Tageszeitungen. 57 Prozent der Teilnehmenden waren Männer, 43 Prozent Frauen.

Die Studie bestätigte zunächst einmal die Erwartung, dass viele Journalisten durch ihre Arbeit gewalttätigen Ereignissen ausgesetzt sind. 86 Prozent der Teilnehmenden waren bei einem oder mehreren Vorfällen dabei gewesen und hatten darüber berichtet. 74 Prozent der Journalisten hatten Artikel über Feuersbrünste geschrieben, 66 Prozent über Autounfälle, 56 Prozent über Mordfälle, 32 Prozent über Flugzeugabstürze, 29 Prozent über gewalttätige Übergriffe und 4 Prozent über Erdbeben.

Mit einer Reihe von Fragen wollten die Verfasser der Studie in Erfahrung bringen, welche Erinnerung die Journalisten an das erste traumatische Ereignis haben, über das sie berichtet hatten. 40 Prozent von ihnen konnten eine genaue Beschreibung liefern, inklusive Gerüche, Aussehen der Opfer oder Blut am Unfall- oder Tatort. So schrieb einer der Befragten: „Auto von Zug erfasst. Ich kann die zwei Opfer auf dem Vordersitz immer noch sehen, obwohl das 1967 geschah.“ Ein anderer Reporter hielt fest: „Körper von Teenagern liegen auf der Strasse, ein ausgebranntes Auto auf dem Dach, drei zerstörte Körper im Innern, lange Schlangen von Autos, die um den Unfall geleitet werden. Sehr kalte und windige Nacht.“

Kein schmeichelhaftes Bild wirft die Studie auf die Ausbildung der Journalistinnen und Journalisten: 46 Prozent gaben an, dass sie in keiner Weise auf das vorbereitet waren, was sie am Unfall- oder Tatort zu sehen bekamen. 26 Prozent meinten, sie seien

schlecht darauf vorbereitet gewesen. Einer fügte hinzu, dass ihm „ein einminütiges Gespräch mit dem Chefredaktor“ hätte helfen können. „Als ich hingeschickt wurde, war ich erst zwei Monate aus der Journalistenschule“, schrieb ein anderer. Die Jugend betrachtete ein Dritter hingegen als Vorteil: „Zum Glück war ich jung genug, um mich unsterblich zu fühlen.“ Nur 28 Prozent der Teilnehmer an der Studie fanden, sie seien „den Bedürfnissen entsprechend“ vorbereitet gewesen.

Nach der Auswertung aller Antworten kommen die Verfasser der Studie zum Schluss, dass Journalisten durch ihren Beruf tatsächlich traumatisiert werden können. Simpson schreibt: „Sie arbeiten nahe bei Tod, Gewalt und Tragödien. Oft wollen sie diese Tatsache nicht anerkennen. Anders als ihre Kollegen im öffentlichen Dienst oder im Gesundheitswesen schenken die Journalisten den Auswirkungen, die ihr Beruf haben kann, wenig Beachtung. Es ist sogar so, dass sich die Kultur in den Redaktionen dem widersetzt. Während Polizisten und Feuerwehrleute nach einer Schiesserei oder einem Brand betreut werden und eine Therapie machen können, wenden sich Journalisten oder Fotografen einfach dem nächsten Job zu, ohne an die psychischen Folgen ihrer Arbeit zu denken.“

Die Studie zeigt laut Simpson, dass Journalisten in auffälliger Weise ähnlich auf ihre Arbeit reagieren wie Polizisten, Sanitäter oder Feuerwehrleute. Das gilt sowohl für ihre Erfahrungen wie auch ihre emotionalen Reaktionen. Simpson meint: „Je länger ein Reporter oder Fotograf diese Art von Geschichten abdeckt, desto grösser wird die Gefahr, dass er unter Trauma-symptomen leidet. Es ist zudem ein Paradox der Arbeit bei Medien, dass häufig die jüngsten und am wenigsten erfahrenen Reporter zu Autounfällen



Journalisten sind oft an vorderster Front dabei.

⁵ Roger Simpson, James Boggs: „An Exploratory Study of Traumatic Stress Among Newspaper Journalists“, Journalism Communication Monographs, Association for Education in Journalism and Mass Communication, Columbia, 1999

oder ähnlichen Ereignissen geschickt werden. Dies hinterlässt häufig traumatische Spuren gleich zu Beginn einer Karriere.“

Das Fazit von Roger Simpson: „Die festgestellten Symptome unter Journalisten treten nicht so ausgeprägt auf wie bei Gewaltopfern oder Kriegsveteranen. Was mich aber beunruhigt ist die Zahl der Journalisten, die individuelle Stresssymptome zeigen. Wir wissen nicht genau, wie gross das Problem wirklich ist. Weitere Studien sollen uns in diesem Punkt genauere Erkenntnisse liefern. Aber das Problem ist sicher so gross, dass es die Medienunternehmen ernst nehmen sollten.“

Das gilt nicht nur für die USA. Denn zwei Psychologinnen der Universität Hamburg kommen in einer Studie⁶ aus dem Jahr 2001 zu ähnlichen Schlüssen. Die Hälfte der 60 befragten Journalistinnen und Journalisten lebt in Europa. Sie waren im Schnitt 37 Jahre alt und verfügten über 13 Jahre Berufserfahrung.

Ohne Ausnahme waren diese Journalisten im Laufe ihrer Karriere mit Schwerverletzten, dem gewaltsamen Tod von Menschen oder eigener Lebensgefahr konfrontiert worden. Als besonders belastend empfanden sie Situationen, in denen sie sich mit bestimmten Opfern identifizierten. Obwohl die Erlebnisse zu Teil lange zurücklagen, wirkten die Schilderungen sehr lebendig und stellten extreme Sinneseindrücke dar. Die Erzählperspektive blieb jedoch überwiegend beobachtend; persönliche Emotionen oder eine Auseinandersetzung mit der Bedeutung des Erlebten wurden nur selten mitgeteilt. Im Vergleich zum Durchschnitt der Bevölkerung zeigten die Journalisten in der Studie keine auffälligen depressiven Symptome. Signifikant schlechter als eine vergleichbare Gruppe von Kontrollpersonen war jedoch ihre Fähigkeit, Gefühle wahrzunehmen und auszudrücken.

Wie sie extreme berufliche Belastungen durchstehen und bewältigen, erzählten 75 Prozent der Befragten. Etwa die Hälfte von ihnen betonte die Fähigkeit, persönliche Gefühle während der Einsätze „abzutrennen“ oder „auszublenden“. Sie betrachteten die Ereignisse „nur als Story“. 43 Prozent suchten anschließend das Gespräch mit Kollegen, Familienangehörigen oder Freunden und erlebten dies überwiegend als hilfreich. 38 Prozent versuchten, sich durch Hobbys, Spaziergänge, lange Autofahrten zu entspannen. 28 Prozent tranken vermehrt Alkohol, 8 Prozent suchten professionelle Unterstützung.

Hoch ist der Anteil von Personen unter den Befragten, die in ihrer persönlichen Lebensgeschichte

traumatische Erfahrungen durchgemacht haben: 92 Prozent der Journalisten lieferten Angaben dazu. Am häufigsten wurden der plötzliche Tod von nahe stehenden Menschen (69 Prozent), körperliche oder sexuelle Gewalt in der Kindheit (33 Prozent) sowie eigene schwere Unfälle (31 Prozent) erwähnt. Wie repräsentative Untersuchungen zeigen, machen im Schnitt 60 Prozent der Menschen in ihrem Leben derartige Erfahrungen. Das wirft nach Ansicht der Autorinnen die Frage auf, ob traumatisierte Personen eventuell bewusst berufliche Situationen suchen, die sie erneut mit Gewalt konfrontieren – und aus diesem Grund Journalisten werden. Die Antwort auf diese Frage lassen sie offen.

Die beiden Psychologinnen kommen zu folgenden Schlüssen: 13 Prozent der befragten Journalisten haben eine voll ausgeprägte, 15 Prozent eine partielle Posttraumatische Belastungsstörung entwickelt. Das heisst, sie litten unter bedrückenden Erinnerungen oder Alpträumen sowie unter Symptomen wie Schlaf- und Konzentrationsstörungen oder Reizbarkeit. Viele von ihnen vermieden Gedanken oder Situationen, die an die Belastungen erinnerten. 21 Prozent zeigten Anzeichen einer depressiven Störung.

Aus diesem Befund leiten die Verfasserinnen der Studie Überlegungen für die Aus- und Weiterbildung von Journalisten ab. Ihrer Ansicht nach können präventive Massnahmen helfen, Einsätze mit traumatischen Erlebnissen zu bewältigen. Ein spezifisches Training würde es ermöglichen, gegen Empfindungen wie Hilflosigkeit, Schuld oder Identifizierung mit Opfern immun zu werden. Eine regelmässige Nachbearbeitung erleichtere den Umgang mit intensiven Gefühlen, die während der Einsätze häufig ausgeblendet werden. Die Psychologinnen erachten es als sinnvoll, Informationen über den Umgang mit seelischen Belastungen in die Ausbildung von Journalisten einzubeziehen.

Wiederum aus den USA stammt die neuste Studie⁷. Sie wurde über das Internet durchgeführt und 2003 veröffentlicht. 906 Journalistinnen und Journalisten von Tageszeitungen gaben Auskunft. 87 Prozent von ihnen arbeiteten als Reporter. Männer und Frauen waren praktisch gleich stark vertreten.

6 Frauke Teegen, Maike Grotwinkel: „Traumatische Erfahrungen und Posttraumatische Belastungsstörungen bei Journalisten“, Psychotherapeut 2001, 46: 169 – 175, Springer Verlag

7 Caroline Pyevich: „The relationship among cognitive schemata, job-related traumatic exposure, and PTSD in journalists“, 2001

Die Studie erbrachte folgende Resultate:

- Fast alle der Befragten (96 Prozent) hatten im Jahr 2000 mindestens einmal über Vorfälle berichten müssen, bei denen sie persönlich bedroht wurden oder bei denen Personen verletzt oder getötet wurden.
- 79 Prozent der Journalisten berichteten über einen Vorfall, bei dem eine Person getötet oder verletzt wurde. 20 Prozent waren Zeuge davon, wie jemand verletzt oder getötet wurde.
- Die Journalisten listeten 14 verschiedene Arten von Situationen auf. Am häufigsten wurden Autounfälle und gewalttätige Auseinandersetzungen genannt. Weitere Vorfälle waren (in der Reihenfolge der Nennungen): Mord, verletztes oder totes Kind, häusliche Gewalt, sexuelle Gewalt, lebensgefährliche Krankheit, diverse Unfälle, Brände, Folter/Entführung, natürliche Katastrophe, Flugzeugabsturz, Krieg.
- Als stressvollste Ereignisse bezeichneten die Journalisten Berichte über verletzte oder tote Kinder (36 Prozent), Mord (11 Prozent) und Autounfälle (8 Prozent).
- Ein Drittel der Journalisten kontaktierte Angehörige, welche die Todesnachricht noch nicht erhalten hatte.
- 62 Prozent wurden bedroht, als sie einer Geschichte nachgingen, 5 Prozent wurden körperlich angegriffen.
- 70 Prozent der Befragten erlebten Angst, Abscheu oder Hilflosigkeit bei ihren Aufträgen.

Die Autorin der Studie kommt zum Schluss, dass Journalisten grosse Gefahr laufen, durch ihre Arbeit an PTB zu erkranken. Sie empfiehlt den Medienunternehmen, die Berichterstatter aufzuklären und bei ihrer Arbeit zu unterstützen. Wer regelmässig über Unfälle oder Verbrechen berichtet, sollte nach Ansicht der Psychologin die Möglichkeit haben, an Trainingsprogrammen teilzunehmen oder eine Therapie machen zu können. Zudem sollte er in der Redaktion mehr persönliche Unterstützung erhalten. Sowohl Reporter, die häufig an vorderster Front im Einsatz stehen, als auch deren Vorgesetzte sollten Zugang

haben zu Informationen über PTB. Sie sollten wissen, welche Folgen das haben kann und wie am besten darauf zu reagieren ist, betont die Psychologin.

Wie stark die Journalistinnen und Journalisten unter ihrer Arbeit leiden können, hat Joe Hight hautnah miterlebt. Der Chefredaktor von „The Oklahoman“ (siehe Kapitel 4) räumt ein, dass viele Menschen in seiner Redaktion nur schlecht mit den Erlebnissen nach dem Bombenattentat von Oklahoma City zurechtkamen. Aufgrund seiner Erfahrungen gibt er den Journalistinnen und Journalisten folgende Tipps:

- Kennen Sie Ihre Grenzen. Wenn Sie einen Auftrag erhalten, der Ihnen Probleme bereitet, dann sprechen Sie mit Ihrem Vorgesetzten darüber. Erklären Sie, weshalb Sie Probleme mit dem Auftrag haben.
- Machen Sie Pausen. Ein paar Minuten oder Stunden weg von einer bestimmten Situation können helfen, den Stress abzubauen. Und essen Sie - wenn möglich gesund. Lassen Sie kein Frühstück, Mittag- oder Abendessen aus. Sie brauchen die Energie.
- Finden Sie jemanden, der zuhören kann. Das kann ein Vorgesetzter oder ein Kollege sein. Wichtig ist, dass Sie ihm vertrauen. Vielleicht ist es jemand, der in einer ähnlichen Situation war.
- Lernen Sie, wie Sie mit Stress umgehen können. Besuchen Sie eine Fortbildung, die Ihnen zeigt, wie Sie über Katastrophen berichten können. Dabei bekommen Sie oft Ratschläge zu hören, die Ihnen in bestimmten Situationen helfen können.

7. EIN KLEINES DORF ALS VORBILD

Das Unglück bricht am 14. Oktober 2000 über Gondo herein. Seit Tagen hat es ausgiebig geregnet im Wallis, Überschwemmungen im ganzen Kanton sind die Folge. In Gondo, einer Gemeinde mit 160 Einwohnern auf der Südseite des Simplons, schwillt der Bach Doveria bedrohlich an. Aus diesem Grund sind bereits am 13. Oktober vorsorglich Menschen in die Zivilschutzanlage verlegt worden. Im Dorfzentrum wähnt man sich in Sicherheit, denn dieses wird durch einen Steinschlagdamm abgeschirmt. Doch der Schein trügt. Am Samstagmorgen um 10.45 Uhr bricht ein Damm, eine Schlammlawine reisst eine Schneise mitten durch das Dorf und zerstört einen Drittel der Gebäude. 13 Menschen kommen dabei ums Leben.

Unter den Toten befinden sich auch zwei Brüder von Roland Squaratti. 32 Jahre alt ist der Gemeindepäsident von Gondo, seit vier Jahren im Amt. Minuten nach dem Unglück übernimmt Squaratti die Einsatzleitung, in den folgenden Tagen und Wochen ist er unermüdlich auf den Beinen, organisiert, koor-



Das Unglück von Gondo sorgte für grosse Schlagzeilen im In- und Ausland.

diniert, spendet Trost und hilft, wo er kann. Darüber hinaus steht er den Medien Rede und Antwort. Denn Gondo macht grosse Schlagzeilen, sowohl in der Schweiz wie auch im benachbarten Ausland.

Bereits am Unglückstag bekommt Squaratti die Macht der Medien zu spüren. Nach dem Niedergang der Schlammlawine telefoniert er der Alarmzentrale der Walliser Kantonspolizei. Doch die Auskünfte sind vage. „Sie sagten, dass sie Helfer suchen würden und dies und das. Ob uns jemand zu Hilfe kommen würde, wussten wir nicht“, sagt Squaratti. Zufälligerweise ruft das Walliser Lokalradio Rottu kurz vor Mittag an und erkundigt sich nach der Lage - die Meldung über das Unglück ist zu diesem Zeitpunkt noch nicht verbreitet worden. „Die Situation war dramatisch, ich habe am Telefon entsprechend reagiert. Man hat mir später erzählt, dass man mein Gebrüll im halben Oberwallis gehört hat“, erzählt Squaratti mit einem Schmunzeln. Der Notruf zeigt Wirkung: Nach 15 Minuten erhält der Gemeindepäsident die Nachricht, dass die Armee bereits aufgeboten worden ist. „Das Interview hat ein riesiges Echo ausgelöst und einiges in Gang gesetzt.“

Der Ansturm der Medienvertreter hält sich vorerst in Grenzen. Am Nachmittag des Unglücks, gegen 16 Uhr, steigt Squaratti in Simplon Dorf aus einem Helikopter; hier richten die Einsatzkräfte ihren Stützpunkt ein. „Dort stand ein Team von Tele 24, die wollten ein Interview“, erzählt er. Das sei der erste direkte Kontakt mit den Medien gewesen. Gestört habe ihn das nicht, und er habe bereitwillig Auskunft gegeben. In Simplon Dorf sind zu diesem Zeitpunkt nur wenige Journalisten anwesend, die meisten von ihnen arbeiten für Walliser Medien. Dabei bleibt es vorerst. Denn der Simplonpass ist gesperrt, und Helikopter können wegen des Nebels nicht fliegen.

Wie gross das Interesse der Medien ist, merkt Roland Squaratti erst am Montag, zwei Tage nach dem Unglück. Die Strasse bis Simplon Dorf wird an diesem Tag wieder geöffnet, Squaratti eilt von Krisensitzung zu Krisensitzung. „Gegen 15 Uhr wurde ich geholt, weil die Journalisten Informationen wollten. Da wurde ich völlig überrumpelt: Es hatte 100 bis 120 Medienleute. Die meisten kamen aus der Schweiz, aber es waren auch Journalisten aus Belgien, Deutschland, Frankreich und Italien dabei.“

Den Verantwortlichen wird schnell klar, dass sie so eine Masse nicht mit improvisierten Pressekonferenzen befriedigen können. Sie stellen ein Konzept auf die Beine, das zehn Tage lang durchgezogen wird. In der Turnhalle von Simplon Dorf wird ein Medienzentrum eingerichtet. Pro Tag werden zwei

Pressekonferenzen durchgeführt, die erste um 10 Uhr, die zweite um 16 Uhr. „Das gab den Journalisten genügend Zeit, um ihre Abschlusszeiten einzuhalten“, erklärt Squaratti. Die Pressekonferenzen dauern jeweils etwa 30 Minuten, danach stehen er und andere Mitglieder des Krisenstabes für Interviews zur Verfügung. Das nimmt jeweils 1 bis 1 ½ Stunden in Anspruch.

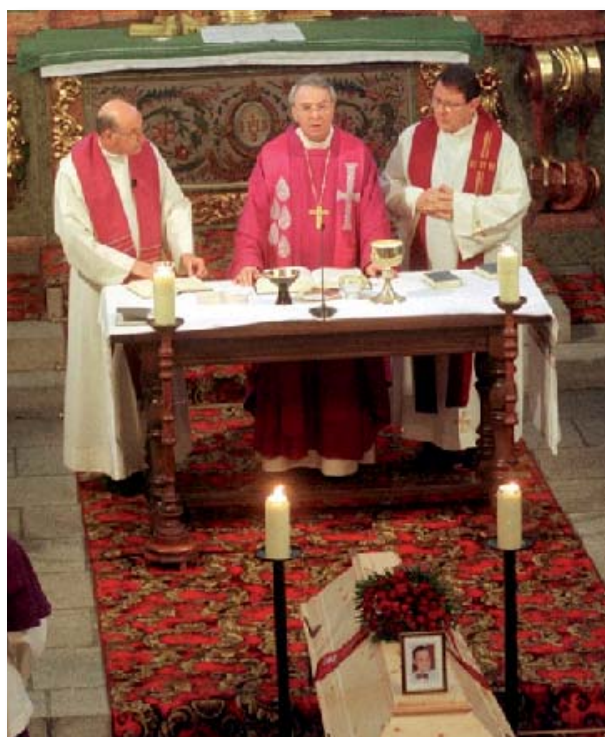
Am Montag und am Dienstag sind die Medienvertreter zufrieden damit, Informationen von einem eingesetzten Pressesprecher zu erhalten. Ab Mittwoch genügt das aber nicht mehr. „Sie wollten den Leiter des Krisenstabes vor der Linse haben. Also habe ich mich zur Verfügung gestellt“, berichtet Squaratti. Schon früh kommt auch der Wunsch nach Bildern aus Gondo auf. Wegen der Rettungsarbeiten ist dies am Montag nicht möglich. Am Dienstagmorgen können die Medienvertreter einen ersten Augenschein vornehmen: In kleinen Gruppen werden sie mit einem Militärfahrzeug nach Gondo gefahren, dort können sie sich 10 bis 15 Minuten umsehen. „Wir haben die Weisung herausgegeben, dass keine Bergungsarbeiten gefilmt werden dürfen. Daran haben sich alle gehalten.“

Die Kantonspolizei sieht diese Besuchstouren nicht gerne. Sie warnt Squaratti davor, dass Meldungen über Tote in den Medien verbreitet werden könnten, bevor Angehörige benachrichtigt sind. Das könne gerichtliche Folgen haben. „Zu diesem Zeitpunkt kümmerte ich mich nicht um solche Überlegungen. Ich war froh, lebend aus dem Dorf gekommen zu sein. Schlimmer hätte es nicht mehr kommen können. Deswegen waren mir den Bedenken der Polizei egal“, meint Squaratti.

Neben Reportagen von den Arbeiten im Dorf sind vor allem Interviews mit Dorfbewohnern gefragt. Der Krisenstab bietet auch hier seine Dienste an und nimmt Verbindung mit Einwohnerinnen und Einwohnern auf. Squaratti rät niemandem davon ab, ein Interview zu geben - im Gegenteil: „Ich habe gemerkt, dass das den Leuten eher hilft. So hatten sie jemanden, der sich für ihre Sorgen interessierte.“ Viele Dorfbewohner sind tatsächlich bereit, Auskunft zu geben.

Als das erste Opfer in Simplon-Dorf beerdigt wird, wollen die Medienvertreter dabei sein. Squaratti setzt sich mit der Witwe in Verbindung. Diese will den Journalisten zunächst den Zugang zur Kirche verwehren. Squaratti legt ihr dar, dass dies gewisse Gefahren in sich birgt, dass unkontrollierbare, persönliche Bilder erscheinen könnten. „Ich sagte ihr, dass wir gute Erfahrungen mit den Medien gemacht hatten. Deswegen sollten wir ihnen Vertrauen schenken.“

Gemeinsam mit dem Pfarrer wird beschlossen, vor der Beerdigung eine Pressekonferenz abzuhalten. In der Kirche dürfen die Medienvertreter auf die Empore, sobald alle Trauergäste auf ihren Plätzen sitzen. Von dort können sie filmen und Fotos ohne Blitz machen. Zehn Minuten vor Ende der Messe werden die Journalisten aus der Kirche geführt. Fotos vor der Kirche und auf dem Friedhof sind nicht gestattet. „Das klappte ausgezeichnet. Es erschienen keine ungewollten Bilder. Nach der Beerdigung sagte mir die Witwe, dass sie die Journalisten gar nicht



Journalisten durften bei der Beerdigung von der Empore aus fotografieren.

bemerkt habe. Und auch später gab es nie Klagen über die Berichterstattung.“

Dass er den Medien gegenüber so offen war, begründet Squaratti einerseits damit, dass die Einwohner von Gondo ein Recht auf Informationen hatten. Denn die Bevölkerung ist noch am Tag des Unglücks evakuiert worden und über das ganze Wallis verteilt. „Über die Medien konnten sie erfahren, wie es aussieht und was läuft.“ Die Berichterstattung wird stark verfolgt, wie der Gemeindepräsident feststellen kann. Als er die Einwohnerinnen und Einwohner via Fernsehen, Radio und Zeitungen zu einer Informationsveranstaltung einlädt, sind alle rechtzeitig vor Ort.

Darüber hinaus realisiert Squaratti aber auch, dass

die Medien eine Chance für Gondo darstellen. Als er das Ausmass der Schäden gesehen habe, sei ihm klar geworden, dass die Gemeinde dieses Unglück nie aus eigener Kraft überstehen könne. „Die offene Information hat viel dazu beigetragen, dass wir von der Bevölkerung im ganzen Land so stark unterstützt wurden“, meint er heute. Das Resultat gibt ihm recht: Die Sammelaktion der „Glückskette“ verzeichnete einen Spendenrekord für die Unwetterschäden im Wallis: Über 74 Millionen Franken kamen so zusammen.

Nach Ansicht von Roland Squaratti haben die Medien sein Vertrauen nicht missbraucht. Er räumt allerdings ein, dass er die Berichterstattung kaum verfolgt hat. Dazu fehlte ihm schlicht die Zeit. So kennt er denn auch bloss eine Ausnahme: Ein deutsches Fernsehteam wollte Exklusivbilder von den Rettungsarbeiten schiessen. Weil die Strasse gesperrt und nur mit Passierschein zu befahren war, besorgten sich die Journalisten Zivilschutzkleider in Simplon Dorf. Damit gelangten sie nach Gondo. Als sie dort filmten, wurde Roland Squaratti benachrichtigt. „Es gab eine lange Diskussion. Als sie das Material nicht freiwillig herausgaben, liess ich es von der Polizei beschlagnahmen. Es war mir egal, ob das rechtlich zulässig war.“ Zwar seien die Aufnahmen nicht speziell heikel gewesen, räumt Squaratti ein. Doch ihm ging es in erster Linie darum, dass er fair sein wollte gegenüber den übrigen Medienschaffenden, die sich an die Regeln hielten.

Im Nachhinein findet Squaratti, dass sich die offene Informationspolitik in Gondo gelohnt hat. „Wir wollten nichts verheimlichen. Sonst entstehen Gerüchte, und es braucht viel Zeit und Energie, um diese zu widerlegen.“ Direkt hatte er vor dem Unglück nie mit Medien zu tun gehabt, auch ihm waren wenig schmeichelhafte Geschichten über Journalisten zu Ohren gekommen. Doch Squaratti machte sich ein anderes Bild dieses Berufsstandes. Seiner Ansicht nach versuchen Medienleute, einen guten Job abzuliefern. Aber der Druck der Arbeitgeber sei gross, jeder Journalist wolle der Schnellste und der Beste sein. „Wenn wir ihnen keine Informationen gegeben hätten, dann hätten sie trotzdem etwas produzieren müssen. Da war es besser, wenn wir die Informationen selbst lieferten. So konnten wir steuern, worüber die Medien berichten.“

Einen Unterschied hat der Gemeindepräsident zwischen lokalen und auswärtigen Medienvertretern feststellen können. „Die Lokalen waren viel stärker gehemmt. Sie wagten kaum, mich in den ersten Tagen anzusprechen. Später erzählten sie mir, dass wir schon viel zu betrauern hatten. Sie wollten sich nicht

aufdrängen.“ Für Squaratti wäre dies allerdings kein Problem gewesen. Es sei seine Aufgabe gewesen zu informieren, da wäre er auf jede Frage eingegangen. „Und hätte ich eine Frage nicht beantworten wollen, so hätte ich das sagen können.“

Für seine Leistungen bei der Bewältigung der Krise erntete der Gemeindepräsident von Gondo viel Lob von den Medien. Sowohl die „Tagesschau“ von Schweizer Fernsehen DRS als auch die „Sonntagszeitung“ wählten Roland Squaratti zum „Kopf des Jahres 2000“.

WEITERFÜHRENDE INFORMATIONEN

Bücher:

- Bill Coté, Roger Simpson: „Covering Violence“, Columbia University Press, 2000
- Felix E. Müller: „Massaker in Luxor“, Verlag Neue Zürcher Zeitung, 1998
- Migael Scherer: „Wehrlos“, Verlag Bastei-Lübbe, 1994
- „Running toward danger – stories behind the breaking news of 9/11“, Rowman & Littlefield Publishers Inc, 2002
- Gina Ross: „Beyond the Trauma Vortex: The Media's Role in Healing Fear, Terror and Violence“, North Atlantic Books, 2003
- Chris Bull: „At Ground Zero: Young Reporters Who Were There Tell Their Stories“, Thunder's Mouth Press, 2002
- Rolf von Siebenthal: „Gute Geschäfte mit dem Tod“, Opinio Verlag, 2003

Links:

- www.dartcenter.org
 - <http://www.dartcenter.org/europe>
 - <http://victims.jrn.msu.edu>
 - <http://www.psychotraumatologie.ch>
-